



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

9.

Wiesbaden, den 28. November 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

Halb um die Welt zur Kriegszeit, von E. Engelhardt. — „Einiger Geistesfluß“, von D. Ehrler. — „Die Serbin“, Erzählung von D. Baum. — „Der Traum der Barbara Behrmüller“, von K. Krämer. — „Etwas Entscheidung“, Skizze von K. Haberadt. — „Alberbogen fürs Volk“. — „Lustige Gede.“

Sum Geleite.

Nicht in dem Leid als solchem wohnt die ethisierende Kraft, sondern in dem sittlichen Bewußtsein des Menschen; aber das Leid ist eine der vorzüglichsten Gelegenheiten zur realen Entfaltung, zur Stärkung, Säuberung und Bereicherung der sittlichen Kraft, sowie zur Vertiefung des sittlichen Bewußtseins.
E. von Hartmann.

Halb um die Welt zur Kriegszeit.

Von Emil Engelhardt.

6. Januar 1915. Der Arzt hat also zum drittenmal dringend verlangt, daß ich meiner überarbeiteten Gesundheit halber dem Klima Hawaiis noch vor Eintritt der kalten Zeit Ade sage. Wenigstens sechs Monate Arbeitszeit in kühlem Festlandsklima schreibt er vor. Da ich die Mittel besitze, um bis zum Ende des Krieges in Amerika zu privatisieren, und da ich keine Aussicht habe, eine Pastor Anstellung oder andere Beschäftigung, die den Lebensunterhalt einträgt, zu finden, bleibt nur die Rückkehr nach Deutschland übrig. Bis New-York mag das ganz einfach sein: eine unfreiwillige Urlaubsreise! Aber werden die Engländer mich reisen lassen? —

Ein Besuch bei dem recht anständigen und entgegenkommenden englischen Konsul löst diese Frage: Er versichert mir mit aller Bestimmtheit, daß nach den bestehenden Vorschriften Geistliche, die nachweisen können, daß sie wirklich Geistliche sind, als Nichtkombattanten behandelt werden und ungehindert reisen können. Auf seinen Rat gehe ich mir, da er selbst nur englischen Untertanen Papiere ausstellen darf, vom Governor des amerikanischen Territoriums Hawaii Identification Papers ausstellen lassen. Das war leicht möglich, da auf amerikanischem Boden Geistliche rechtsgültige Ehen vollziehen können und zu diesem Zweck von der betreffenden Behörde eine Lizenz haben. So konnte mir auf Grund der Regierungsakten eine Photographie, Siegel und Unterschriften bestätigt werden, daß ich ich, und Pastor bin. Daraufhin kann man sich wagen, von der Notwendigkeit auf die Wanderschaft nach Hawaii. Ob wirklich die Engländer drüben so handeln, wie der Konsul versicherte?

Viele Gemeindeglieder und Freunde waren an Bord, als die „Manoa“ sich reisefertig machte. Besonders viele Offiziere der zehn in Honolulu für die Kriegszwecke internierten deutschen Schiffe gaben uns das Geleite; viele viel in unserm Hause verkehrt. Wir wurden nach

hawaiischer Sitte mit leis bedeckt, das sind Papier- und Blumengirlanden, die man als Abschiedsgruß oder Willkommen Freunden um den Hals hängt. Da viele Freunde uns bedachten, kamen wir in Gefahr des Ersticken. Sicher ist auf den vielen Bildern, die in zahlreichen Kodaks festgehalten wurden, von unserem Gesicht nichts zu sehen.

Die Sirene trieb die Besucher von Bord. Stewards verteilten farbige Papierschlängen, die wir den drunten stehenden Freunden zuwarfen. Dieses letzte, schwache Band verknüpft uns so lange, bis die mit dem langsam ansahrenden Schiffe Mitgehenden am Ende des Piers angelangt sind. Ich entfalte meine große deutsche Flagge, die seit Kriegsbeginn unser Wohnzimmer geschmückt hatte, um die viele Besucher uns beneideten, „weil sie aus ganz echtem Flaggentuch“ sei. Und von drüben spielte uns die hawaiische Kapelle unter Leitung des einstigen deutschen Militärmusikmeisters Berger, Veteran von 66 und 70/71, deutsche Lieder nach: Weihnachtsklänge, Vaterlandslieder und „Auf i denn...“ Als letztes können wir noch die weichen Melodien des hawaiischen Abschiedsliedes Aloha oe unterscheiden, die aus dem Hurra und Ade der lieben deutschen Freunde herausklingen. Ein lebhafter Wind entfaltet nochmals die schwarz-weiß-rote Flagge zum letzten Gruß, dann traten wir auf die Backbordseite über, wo unser unvergeßliches Honolulu in all seiner Pracht und paradiesischen Schönheit hingebreitet lag. Ein rosig goldener Abendschein überhauchte die begrünten Bergzüge. Ueber dem Kanihuli und Konaalmanui lag ein kleines Wölkchen, zart und verträumt, wie ein Schleier, der zur Abendruhe hingebreitet ist.

Da drüben liegen deutsche Dampfer, auf denen wir oftmals geweilt und reiche Stunden verlebt haben. Auf dem Lloydampfer „Prinz Waldemar“ geht am Heck die deutsche Flagge hoch, das Eisene Kreuz zeigt an, daß der Kapitän Reserveoffizier der kaiserlichen Marine ist. Ebenso gleich darauf auf dem daneben liegenden Lloydfrachtdampfer

„Pommern“. Und als wir die Schiffe passieren, grüßen sie durch Senken der Flagge uns Scheidende noch einmal. Ihr Winken mit Mütze und Tüchern erwidern wir durch Schwenken unserer Flagge als letzten Gruß für die Besatzung des Schiffes. Ein paar Piers weiter liegt das internierte Kanonenboot S. M. S. „Geier“. Vom Heck werden uns auch noch lange Grüße nachgesandt, als wir schon das Riff des Ausfahrtkanals hinter uns haben.

Dort liegt eine Anzahl japanischer Sonngans verankert. Ich werde auf einen kleinen beleibten Mann aufmerksam, der aus Leibeskräften winkt und ruft: „Glückli — che Rei — se!“ Es ist ein Fahrer der Straßenbahn, ein treuer Sachse, der eine Fahrt ausfallen läßt, um uns „hinausgrüßen“ zu können. Der Treue! Vom Fort Armstrong, das die Hafeneinfahrt deckt, klingen auch Rufe herüber, deren Urheber wir wegen der Khakiuniform nicht sofort ausfindig machen können. Es ist ein Deutscher, Unteroffizier in der Minenlegerabteilung, der uns „Grüßen Sie Deutschland!“ als Auftrag mit gibt.

Wieder wenden wir uns dem zurückweichenden Stadtbild zu, als wir aus genußfrohem Schauen durch drei langgezogene Pisse der Sirene aufgeweckt werden: der Hapag Frachtdampfer „Holsatia“ liegt wegen Plahmangels im Hafen hier außen vor Anker. Der Kapitän und sein erster Offizier hissen eigenhändig die Flagge und senken sie uns zum Gruß. Im klaren Abendlicht ist Kapitän Deinat dann noch lange deutlich zu sehen, wie er mit der Mütze winkt.

Das war unser Abschied von Honolulu. Die Dunkelheit brach schnell herein und die vordem noch so leuchtenden Farben des Landes verblissen schnell in ein schweres Grau, die breite Dünung wälzt sich mit wundervoller Schaumkrone der grauen Wand zu und schlägt in stiebendem Gischt himmelan. — — —

6. Januar 1915. Der Arzt des Schiffes stammt von Refugees ab, die in der Hugenotten schweren Zeiten über Holland nach Amerika kamen. Er studierte in Deutschland, ist Amerikaner und behauptet, deutsche Sympathien in diesem Kriege zu haben. Da er noch fließend deutsch spricht, nahmen wir die Aufforderung gerne an, an seinem Tische zu speisen. Ich habe mir vorgenommen, von mir aus keine Gespräche über den Krieg zu beginnen; es kommt in der Regel gar nichts dabei heraus — nur Verstimmung; und am Ende bleibt jeder bei seiner Meinung stehen. Außerdem sitzt ein Herr uns gegenüber, von dem ich schon im Hotel, das wir zugleich bewohnten, erfuhr, daß er „hitzig fürs „Motherland“ der U. S. A., England, sympathisiere.“ Nachdem aber der Doktor mich dringendst bittet, im Anschluß an die drahtlosen Meldungen, die wir zum Frühstück erhalten, ihm von Deutschland, seinen militärischen und wirtschaftlichen Aussichten, zu erzählen, tue ich das in Deutsch. Enthalten will ich mich jeder Art von „Chauvinismus“. Die nüchternen Tatsachen müssen und werden wirken. Und am Ende entscheiden doch nur die Schläge und Kräfte, nicht die Spekulationen und Dogmatismen.

Es sind 34 Fahrgäste erster Klasse an Bord und unser 1½-jähriger, sehr lebhafter Junge ist das einzige Kind an Bord. Das wird Kämpfe geben, um ihn vor allzuschlimmer Verwöhnung zu behüten. Vorläufig ist die Gefahr gering, da fast alles Weibliche seefrank in den Kabinen liegt. Im Speisesaal sind's nur wenige, die sich an der Jagd nach dem Geschirr beteiligen, das auf den Tischen klirrend hin- und hergleitet. Der Kapitän, ein prächtiger Schwede, ist ganz ohne Gesellschaft.

Unser Junge wird als Anknüpfung benützt: He will be a fine german soldier! („Er wird ein famoser deutscher Soldat werden.“) So geht's an. Und der zweite Satz, der auf das dröhnende Lachen, das aus dem „soldier“ herauswuchs, folgt, ist: „Please let us have a little talk about the war. What do you think about it?“ („Lassen Sie uns doch ein wenig über den Krieg sprechen. Was denken Sie darüber?“) — Ich mag noch so nachdrücklich versichern, daß ich weder der deutschen Regierung noch dem Generalstab angehöre, also auch nicht mehr weiß, als was in den Zeitungen stand, — hilft nichts, ich muß einfach alles wissen. Der Amerikaner will es so. Oft glaubt er es auch, daß der gebildete, besonders der akademisch gebildete

Deutsche alles versteht und weiß. Ich suchte durch scharfe Angriffe auf die sogenannte „Neutralität“ U. S. A. freizukommen. Aber zu meiner großen Verästelung hatte ich damit die Minen zur Sprengung bracht, die keiner zuerst zu berühren wagte, — und jeder doch explodiert sehen wollte. Wir waren bald im Kreis, der täglich, besonders wenn die Morgentelegrammen kamen, ganz offen und mit Respekt vor des anderen Meinung, ohne Belehrungsabsichten, über alle Fragen sprachen. Besonders unsere deutsche Organisation begrüßte begeisterte Anerkennung. Der Waffenhandel fast eine mige Verdammung, wobei mir unvergeßlich ist, wie ein Herr immer wieder die Besorgnis aussprachen, wie sich nach dem Krieg zwischen dem deutschen Volke und Amerikaner freundschaftliche Beziehungen wieder herzustellen würden.

7. Januar 1915. Es war vergnüglich, wie heute plötzlich ein paar Reisende entdeckten, daß sie von Deutschland abstammten — und deutsch sprachen! Sie hatten sich gefaßt, weil unser „Kreis“ einen energischen Protest äußert hatte, daß die Marconigesellschaft (mit englischen Kapital!), welche uns mit drahtlosen Nachrichten versorgte, lange Kriegsromane aus Paris, Petrograd und London funkt, die offiziellen Berliner Meldungen aber unterschleift.

Der Kapitän hat sich heute im Kartenzimmer von uns einen „Privatvortrag“ halten und in die Karte einzeln lassen, wie etwa die Schlachtlinien jetzt stehen. Der Junge läßt sich von ihm die Puffstühle fangen, führt uns auf dem Schiff spazieren und kommandiert den Schiffsgewalt dann auf den Deckstuhl, wo er an der Verteilung der vielen Pralines mitarbeiten muß, die fürsorgliche Götter uns bei der Abfahrt so reichlich spendeten, daß wir alle sich alle hätten davon seefrank werden müssen!

8. Januar 1915. Heute ist der Krieg auch hier angekommen. Hier an Bord unserer friedlichen „Marconi“ zwischen dem Doktor und mir. Es kam so: die Franzosen gaben zu, daß sie in den Argonnen Hiebe bekommen hatten. So meldete Marconi. Der Doktor meint, das ist trocken und etwas höhnisch: „Diese kleinen Erfolge deuten gar nichts. Deutschland ist bereits verloren.“ Sie im August (!) auf die Aisne zurückgehen mußten, der Krieg entschieden. Sie erzählen mir da Geschichten von der wirtschaftlichen und finanziellen Kraft Deutschlands. Die ist aber nicht da! Die innere Lage in Deutschland ist ganz anders! Sehr schlimm! Und die Deutschen noch mehr. Die deutsche Regierung belügt ihr Volk ebenso, wie die französische und englische und russische. Wenn heute das deutsche Volk die Wahrheit erführe, die Revolution da! Nun explodierte aber ich! Das es gerade, was uns Auslandsdeutsche so starke Zweifel gab und so stolz machte: daß die deutsche Regierung anfangs des Krieges gegebene Versprechen, nur wahre, gefärbte Berichte auszugeben, gehalten hat. Wir glaubten, weil wir geprüft haben, an die deutsche Regierung, sagte ich meinem Nachbar am Tisch. Er höhnte spottete. Ich fragte ihn nur noch: „Glauben Sie, daß mein Vater, der mir alles schrieb, was ich Ihnen erzählte, mich absichtlich anlügt und sich blauen Dunst machen läßt!“ Das war nun ihm zuviel. Er erklärte für unfair, Personen hereinzuziehen, — die doch er schon vorher hereingezogen hatte. Ich bot ihm die Wahl an: entweder wir verzichten überhaupt auf Unterhaltung oder — er dürfe den Krieg nicht mehr berühren. wurde er klein und still. Aber das Eis zwischen uns gefroren.

Am Nachmittag bot mir der Doktor candies an — bekam einen Korb. Als ich eine Stunde später auch Teilnahme an einer Partie shuffleboard ablehnte, gab er Ruhe in den Wiederbefreundungsversuchen.

Der Abend brachte mir noch ein, mir besonders ein Erlebnis. Der zweite Steward hatte mich als Deutscher ausgesunden und teilte das dem Schiffsbäder und Matrosen mit, zwei Deutschen, d. h. der Metzger ist Deutscher. Und abends, nach der Arbeit um 8 Uhr trafen wir uns einem Plauderstündchen im — Wäschkammerchen. hörte ich von dem oft sehr schweren Stand, den die

genüber der fast nur englisch-amerikanischen Schiffs-
fahrgang hatten, wie sie zu kämpfen hätten, um den
Lügens über Deutschland entgegenzutreten. Wir
vorher einander wildfremde Menschen, wurden in ein
Minuten zu enger Brudergemeinschaft vereint, weil
starke Liebe zum Vaterland uns zusammenschloß. Und
beiden haben es mir auch gesagt: Wie könnte man
behalten bei diesem Kugelfeldzug gegen Deutschland,
Sinn man nicht felsenfest vertrauen könnte, daß unsere
Regierung die Wahrheit sagt. Ich dachte daran wie es
Tristan heißt (ich schreibe aus dem Gedächtnis!): „Was
nun Treue, da Tristan mich betrog? Wo ist nun Ehr
echte Art, da Tristan mich verriet?“ So müßte die
Welt sprechen, wenn auch die deutsche Regierung
ihnen, ihrem Volke nicht mehr die Wahrheit zu sagen!
er nie, das vertrauen alle Auslandsdeutschen, wird die
dieses erschütternde Marke-Wort klagen müssen!
Die Türe zu unserem Wäschekammerchen stand offen.
sich bald einer um den anderen von den Deutsch-
amerikanern ein, und bald standen wir im Austausch von
Erinnerungen an die letzten Kriegsmonate mitten inne.
Als wir auseinander gingen, und nur noch Bäcker,
Schlager und Pfarrer auf dem unter den Erschütterungen
Schraube zitternden Heß standen, um das Meeres-
becken im wogenden Kielwasser zu bestaunen, — wort-
los — da trat der zweite Steward zu uns, der unsere
Landsleute vermittelt hatte. Wir waren gewaltig über-
rascht, als er sich als — Engländer zu erkennen gab. Seine
Jüngens lernen in Franzisko deutsch und verkehren
nur mit deutschen Jüngens. Der eine brachte jüngst
eine zerrissene Hose mit nach Hause; die „Wunde“ hatte
im Kampfe mit englischen Buben davongetragen, die
gegen Deutschland geschmährt hatten! Und er, der
hinn mit dem gewinnenden, äußerst angenehmen, väter-
lichen Gesicht, — wünscht Deutschland den Sieg, — „um
Wahrheit und Gerechtigkeit willen.“ Das sagte er ganz
eigenen Stücken, freilich mit bebender Stimme, der
einmal anfühlte, wie alles ihn tiefinnerlich beschäftigte. Und
beiden Deutschen versicherten mir beim Gutenachtguten,
jedermann an Bord ihn lieb habe.
Ich konnte lange keinen Schlaf finden, als ich in
Besitzer Kabine lag, durch die das Rauschen des Meeres
die ruhigen Atemzüge von Frau und Kind verwehten.
Seine Seele war in der deutschen Heimat.

(Fortsetzung folgt.)



Einer Diakonissin.

Liebe Freundin!

Sie schreiben mir aus dem Feld. Auf ein paar Sätze hin,
die von dem einstigen Jugendgespielen in einer Zeitung
ausgelaufen. Durch die Zeitung will er antworten, denn sein
ist, den Dank vieler aus der Heimat Ihnen zuzuwenden,
in der Fremde Schmerzen stillt.
Ich bräunte Ihnen eigentlich nur Ihren eigenen Brief
aufzuschreiben, die von stiller, ernster Güte durchwärmt
sind, um Ihnen den Spiegel meiner Empfindungen wieder-
zugeben.
Sie erzählen von den Männern, die draußen in den Feld-
betten verwundet und krank in Eure Hände kommen und
er und wortlos ihre Pein zu tragen wissen. In schweren
Nächten habt Ihr manches Leid mit den armen,
erren Feldgrauen getragen und — so bescheiden schreiben
— ein klein bißchen Liebe ihnen geben dürfen, habt das
recht gehabt, Vertreterinnen ihrer Frauen dabei zu sein,
sie trösten dürfen, wenn die Schmerzen zu groß wurden,
ihnen die müden Augen zum letzten Schlaf schließen dürfen.
Das erzählen Sie, die sich durch solchen Dienst begnaben
und erzählen weiter, wie Ihr still vor der Heiligkeit des
der Feldern gestanden seid und Euch Tränen in die Augen
kommen sind. Ihr habt in Euren Friedhof Einen um den
gebetet, so daß jetzt über achthundert dort ruhen und
die Gräber geschmückt, daß diese nicht öde und leer, nicht
Liebe bar waren an Allerheiligen, an Weihnachten, Ostern,
alten und wieder an Allerheiligen. Ihr waret Euch des

Vorzugs bewußt, mit hinaussiehenden zu dürfen, um die Pflichten
der Mütter, Frauen und Bräute zu übernehmen. Wenn die
Dissiden nicht haben schreiben können, habt Ihr Briefe für die
Lieben dabei geschrieben, habt die letzten Grüße geschickt, die
zitternden Hände geführt zur Unterschrift, und als der Tod ein-
getreten, die sorgsam aufbewahrten Briefe der Frauen und
Bräute in den Brustbeuteln oder Brieftaschen wieder sorgsam
gepackt und nach Hause gesandt.

Aber auch viele, viele habt Ihr gesund und besser pflegen
dürfen, habt die Feste des Jahres, ernste und schöne Feste, mit
ihnen gefeiert, habt ihnen die Weihnachtslichter entzündet und
die Blumen des Frühlings und Sommers gebracht, habt Scherz
mit Euren „Kameraden“ getrieben und seid auch Teilnehme-
rinnen ihres sonst verschlossenen Vertrauens geworden, ja, so-
gar heimliche Poeten gab's unter den Landstürmern zu beraten.

Hören Sie die eigenen Worte heimgegeben, geküßt mit
ergriffenen Gefühlen! Wer, der das liest, steht nicht in diesem
Augenblick neben Ihnen? Tausende Hände wollen nach Ihren
Händen langen, tausende Stirnen sich vor Ihrer Stirne beugen.

Ein Vierteljahrhundert bald ist es, über das hinweg plötz-
lich der Gruß der heimatischen Erinnerung aus Frankreich
her zu mir kam. Ich bin erschrocken daran, wie jene töricht
schöne Zeit wieder aufbrach. Die noch adeligen Geruch gebende
Herrenmühle draußen hinterm Schlossgarten am geheimnis-
reichen Mühlkanal, mit den Pfauen und Putern... Gern ging
ich dorthin. Und wissen Sie auch noch, wie Sie im „Kasino“
mit dem feiner Herkunft nach nicht recht in den Rahmen passen-
den Studenten tanzten? Der hatte einen Frack seines Vaters
aus alten Wiener Handwerksgefellenagen an, mit Motten-
gängen in den Ärmeln, darunter eine gebülmte, viel zu weite
Seidenweste, und eine weiße, steife Deckrawatte unterm Umleg-
tragen eingepaßt. Und nach dem ersten Walzer setzte er sich,
vom Schwindel gedreht, vor der ganzen lachenden Gesellschaft,
neben Ihrem Stuhl aufs Parkett... Oh, Sie waren damals
schon Samariterin und schirmten den Ungeschickten.

Jetzt sind wir Beide durch den goldenen Rauch der Jugend
tief ins Ernste und Weitere geschritten. Doch das Andenken
wird noch einmal von einem hellen Segen umlegt, ich darf das
Nichtige, bedeutungsvoll geworden, hervorholen, wenn ich mir
Sie jetzt als eine der Frauen vorstelle, die ich im edel ge-
weiblichen Sinn ihres Luns „Schwester“ nennen darf.

Schwester Emilie, alle, denen in diesen Monaten des
Grauens Ihre Hand und Ihr Mund fürstlich war, sprechen
diesen Namen aus als einen immer teuren, und nehmen ihn
gleich einem inneren Stern mit fort, in die Erde oder über
die Heimat hin. Sie haben einer Schar von Männern Ihre
Liebe gegeben, und eine Schar von Frauen muß Ihnen in
Liebe danken.

Der Krieg hat wohl auch in das Spiel der Geschlechter
einen neuen, schwereren Sinn gebracht. Mädchen, die ihre
Wünsche verschlossen und abgetan haben, stehen als Helfe-
rinnen vor den Betten der Soldaten. Manches Auge, das
vordem anders nach ihnen geschaut, mag sich jetzt aus dem
Schatten des Todes und der Last des Schmerzes, betroffen
und erkaunt zu Euch aufheben. Verwandelt wird es fortan
sein; und greift sein Blick wieder nach einem Frauenwesen,
wird diesem ein Strahl Eures Wesens zum Schutz mitgegeben
sein. Auch die Geliebte wird ihm Schwester werden.

Wie zwei reiner geordnete Schichten sehen wir die Ge-
schlechter nebeneinanderstehen und ineinanderwirken. Das
danken wir Euch, die das schönste und zarteste der Opfer dem
Vaterland hingeben.

Grüßen Sie auch Schwester Alwine wieder, die bei Ihnen
als eine Freundin der Heimat ist. Ich sehe deren Bild merk-
würdig: ein schwächliches, feingliedriges Fräulein, dem die
blauen Adern durch die Schläfen und die Stirn schienen, ist
eine Heldin geworden unterm Augelregen.

Seien Sie nicht böse über die offene Art dieses Gegen-
bescheids. Aber das Herrliche gehört an den Tag!

Ihr

Dank Heinrich Ehrler.



Die Serbin.

Erzählung von Oskar Baum.

Mein Wiener Freund war in Friedenszeit ein ziemlich
untergeordneter Bankbeamter, ein bescheidener, einfacher
Mensch, an dessen reiner spröder Seele manches, das nach
bürgerlichen Begriffen erschütternd wirken mußte, spurlos
vorbeiging, während anderes, wie der Tod eines gar nicht

so nahe befreundeten Altersgenossen, einmal ihm einen tiefen grausamen Eindruck hinterließ. Er hatte eine eben nicht schwere, aber langsam heilende Fußverletzung durch einen Schrapnellschuß erhalten. Er lag auf hochgeschichteten Polstern halb sitzend im Bett, und wir saßen in einem Heilbkreis um ihn.

Es waren damals noch ziemlich wenig Verwundete vom serbischen Kriegsschauplatz zurückgekehrt, und die großen Schlachten in Galizien hatten erst begonnen, so daß noch niemand eine rechte Vorstellung von den Vorgängen hatte und jedes Wort, das man von dritter Seite gerüchtwaise hörte, begierig aufgegriffen wurde. Ihm aber saßen wir um so gespannter gegenüber, als er, der niemals ein Vielredner oder Prahlhans gewesen war, gleich zu Beginn seiner schlichten Berichte merken ließ, daß wohl die Meisten dort Dinge erlebt hatten, die durchaus nicht zu den notwendigen oder voraussehbaren Begleitererscheinungen eines Feldzuges gehörten.

Wir hatten zu Beginn des Feldzugs schon ungefähr seit einer Woche die serbische Grenze überschritten, begann er eine seiner Erzählungen, „die Kämpfe selbst, über die ja auch einiges in den Zeitungen stand, würde Euch wohl ein Stabsoffizier, der ein größeres Stück des Schauplatzes überfah, besser beschreiben. Aber zwischen den Kämpfen, in den Ruhepausen, während des Essens oder in der Nacht gab es Einzelheiten, die nur die Betroffenen richtig verstehen konnten, und die auch Ihr vielleicht nicht in der ganzen ungreifbaren Hefigkeit ihrer wirklichen Zusammenhänge erfassen werdet.

Es war zwischen mehreren von unserem Wiener Regiment zu einer engen Freundschaft gekommen. Es lag nicht am vielen Reden, am Unvertrauen von Herzensdingen oder an der gleichen Richtung künstlerischer und politischer Meinungen. Aber wir borgten einander Geld, wenn Gelegenheit kam, es zu verwenden, was freilich nicht sehr häufig war. Wir marschierten und schliefen meist nebeneinander, und jeder wußte für den Bedarfsfall die Adressen der Eltern oder Frauen der anderen, damit mehr als die dürre amtliche Mitteilung und dies auf schonender Weise in deren Hände gelange.

Da war ein junger Schauspieler Klahn, ein lustiger, ein wenig kindischer Mensch, dem immer und besonders in beklommenen Augenblicken etwas Witziges einfiel, der pedantische biedere Dorfschullehrer Wendel, der mit Vorliebe weitausholende Pläne und Berechnungen bevorstehender Siege darlegte, und fähnrich Renneter, der schweigsame, in sich gekehrte Musiker, den eigentlich niemand recht kannte. Ich weiß nicht, ob er Kapellmeister oder Virtuoso war, da er nicht gern darüber sprach. Ich beobachtete öfters, daß er auf feinen Papieren, die sich fanden, auf zerfällte Düten und erhaltene Feldpostkarten wie im Traum Noten in ganzen Zeilen hinkritzelte und sie dann wieder fortwarf. Der Verwendbarste von allen war der lange Bauernbursche Miskiz, dem alles Essen zu wenig war und der sich darum besonders an mich hielt, weil ich, wenn ich übermüdet war oder eine heftige Erregung meine Magenerven irritierte, ihm gern die Hälfte meiner Rationen überließ. Er begriff das nicht. „Es ist eigentlich nicht recht, daß man uns so gut zu essen gibt“, sagte er öfters, „es ist dann kein Wunder, wenn unsereins nie genug hat.“ Und daß es gut war, darin hatte er recht. Die Futterbomben, wie wir die riesigen Knödel der Fabrikanten nannten, und namentlich die Gulaschkonserven könniten in keinem Restaurant besser sein.

Schlimmer schon war es zuweilen mit dem Trinken. An manchem heißen Augusttag dieses so ungewöhnlich schönen Sommers drangen wir unter immerwährenden Kämpfen in der unbewaldeten serbischen Gebirgsgegend vor, wo in den wenigen Brunnen Pferdekadaver schwammen oder das Wasser auf andere Weise vergiftet war. Man fuhr uns ja Bier nach und Obst und Schokolade. Aber alles war zu wenig für unsere vertrockneten Gaumen nach vielstündigen Kämpfen, Märschen und Sturmzügen in Sonnenglut und keinesfalls ein Ersatz für den ersehnten Schluck kalten Wassers.

Am Abend eines solchen Tages war es, da hatte uns, während wir nach einem erbitterten Gefecht den fliehenden Feind verfolgten, eine Freischärlerbande in unserem Rücken einen Zug Proviant weggenommen. Wir hatten von diesem Räubergesindel auch vorher schon mancherlei zu leiden. An diesem Abend aber faßte uns eine solche Wut und Verzweiflung, daß wir ihnen, obgleich wir todmüde waren, am liebsten sogleich nachgesetzt wären, wenn die Verfolgung nicht schon einer Kavallerieabteilung übertragen gewesen wäre. Unser Durst war fürchterlich! Gegen den Hunger ließ sich ja immerhin Mais und Brot aufreiben, wenn auch nicht eben in großen Mengen; aber zu trinken gab es nichts.

Wir fühlten uns wie ausgedörrt. Der Speichel im Mund war versiegt. Die Zunge und die Lippen waren so trocken, daß man kaum reden konnte. Überall am Körper, besonders aber auf der Stirn, war die Haut spröde und gespannt von vertrocknetem Schweiß. Manche rissen Blätter von den wenigen Bäumen und Sträuchern und kauten sie. Einen sah ich, der legte sich gar auf den Boden und leckte den Abendtau vom Gras der Wiesen.

Wir fünf, von denen ich vorhin sprach, und noch einige andere, setzten sich zusammen und machten immer noch und nach ein paar Bissen, um sie nur überhaupt durch die rauhen Kehlen hinunterzubringen, einen Schluck aus der Kognakflasche, die einer noch bei sich hatte. Aber das Zeug brannte im Hals und stachelte den Durst nur immer mehr auf.

Wir waren mit unserer Mahlzeit schon zu Ende. Einige stürzten auf den Rasen hin. Andere rauchten anmäßig ihre letzten Zigaretten. Ich war schon halb im Einschlafen, als ganz nahe ein Hallo dröhnte; Miskiz gewaltige Stimme war es.

Ich griff unwillkürlich, indem ich aufsprang, nach dem Gewehr. Aber da sah ich ein paar von den Unsern mit lustigem Lärm auf ein Weib zustürzen, das einen breiten niedrigen Krug voll Wasser auf dem Kopf trug. Natürlich lief auch ich eilig hinzu. Das Weib, wohl nicht weit von vierzig, hatte dennoch in den Gesichtszügen wie in den Linien des Körpers eine herbe kräftige Frische und geradezu jugendlichen Reiz. Sie war einen ziemlich steilen Feldweg heraufgekommen und ihre Brust hob und senkte sich noch heftig. Sie schien sehr überrascht, ja ängstlich um sich zu schauen, als sie so umringt wurde, obgleich ja unsere Anwesenheit hier in der Gegend überall bekannt sein mußte. Auch verstand sie seltsamerweise nicht sogleich die unzweideutigen Zeichen der Soldaten, ihnen doch zu trinken zu geben. Sie hielt die flache Hand hin, und erst, nachdem man ihr einige Scheidemünzen hineingelegt hatte, nahm sie den Krug vom Kopf und reichte ihn dem Nächststehenden.

Da erhielt ich plötzlich einen Stoß in den Rücken, daß ich zur Seite taumelte, und fähnrich Renneter flog an mir vorbei auf den langen Menschen zu, der sich eben gierig herniederneigte, um als Erster zu trinken.

„Idioten!“ brüllte er, „seid Ihr denn ganz von Gott verlassen?“ Und er riß Miskiz beim Rodfragen zurück, daß er den Krug beinahe fallen gelassen hätte. Wir starrten ihn entsetzt an; einige lachten und hielten es für einen Scherz. Aber er ergriff den Krug und machte dem Weib eine befehlende Geste, selbst vorerst von dem Wasser zu trinken. Nun wußten wir, was er meinte. Wir hatten schon mancherlei von den Tüden der feindlichen Bevölkerung gehört und verschiedene Vorschriften und Ratsschlüsse von den Offizieren erhalten.

Das Weib sah Renneter verwundert an, als verstaute sie ihn nicht. Dann lachte sie belustigt, sogar ein wenig spöttisch, wie es einigen schien, beugte leicht den Kopf und tauchte die Lippen ein. Renneter stampfte wütend auf und befahl ihr drohend, mehr zu trinken. Sie lachte wieder mit einem seltsamen unschuldigen Gesicht, machte einige Handbewegungen und sprach dabei sehr schnell und viel, woraus wir aus unseren Sprachkenntnissen nur entnehmen konnten, daß sie nicht durstig sei. Mehrere unter uns brummt ungeduldig und meinten, daß man es schon

Der Traum der Barbara Lehrmüller.

Von Klementine Krämer.

Die Barbara Lehrmüller war überhaupt schon immer komisch. Zum Beispiel sagte sie von jeher, daß sie niemals heiraten würde. Und ferner, daß es sie reue, nicht als Mannsleut auf die Welt gekommen zu sein. Das letztere legte sie schon als kleines Schulfädchen fest. Und wenn die Ella Hornschlößl, die Beste in der Klasse, die dann auch später wirklich eine Lehrerin geworden ist, wenn die sie dann also dahin belehrte, „reuen“ könne einen nur eine selbstverschuldete Sache, da erwiderte Barbara kampffroh, es reue sie aber dennoch: Und das nicht wenig.

Und änderte auch ihre Ansicht nicht. Und war auf diese Weise eine streitbare Jungfrau geblieben von nun schon 32 Jahren.

Da brach der Krieg aus. Nun „reute“ es Barbara von neuem aufs Tiefste, bloß ein Mädchen geworden zu sein und nicht hinausziehen zu dürfen dem Feind entgegen.

O sie — dachte sie — o sie würde es ihm schon zeigen, dem ganzen Schlawienerpaß „übereinand“. Und sie überlegte wahrhaftig allen Ernstes, ob es auf gar keine Weise zu machen wäre, daß sie . . . Zum Beispiel, wenn sich ihr Vetter, der Barthl, darauf einließe, — der war so wie so bloß ein Siemandl, — der wenn daheim bliebe als Barbara, und sie . . . Er hieß ja auch zufällig „B. Lehrmüller“, und es wäre nicht einmal eine Urkundenfälschung. Aber wie sie den Barthl so nebenbei fragte, ob er nicht lieber daheim bliebe, da wurde der gleich ganz wild und wollte wissen, ob sie ihn vielleicht für ein Siemandl halte. Sie sollte es nur offen heraus sagen — jawohl das tue sie, freilich tue sie das. Doch da kümmerte er sich jetzt nicht so viel darum. Und Gottlob und Dank, daß er seine geraden Glieder habe und mit dabei sein könne.

„Und wenn sie ihn nun totschießen?“ — fragte Barbara starr vor Erstaunen.

Da meinte der Barthl jede Kugel werde nicht gleich treffen, aber wenn es schon sein müsse, na ja, dann sei es immer noch besser wie daheim im Bett sterben an Blinddarmentzündung zum Beispiel. Oder gar an der Schwindsucht wie sein kleiner Bruder vor ein paar Wochen.

Daraufhin fing die Barbara sogleich an — noch ehe der Krieg recht im Gange war — umzulernen, wie kurz danach alle Welt es getan hat. „Schau, Schau, der Barthl“, dachte sie.

Daraufhin träumte nun Barbara Lehrmüller diesen seltsamen Traum: Es war, als hätte ihr Vetter doch mit ihr getauscht, und sie nahm deutlich wahr, wie er in ihrem Zimmer bei allerhand weiblicher Verrichtung herumhantierte. Während sie selber draußen im Schützengraben vor dem Feinde lag.

Eben schrie sie der Vorgesetzte — leider konnte Barbara durchaus nicht unterscheiden, ob es ein Feldmarschall war oder bloß ein Unteroffizier — wenn einer Knöpfe hatte, dann war er Gefreiter — das war ihre ganze Kenntnis — also einer fuhr sie gerade an, sie solle den Unterstand zusammenkehren und denselben endlich einmal ordentlich stützen, sonst falle er ihnen nächstens noch über dem Kopf zusammen. Was denn dieser Lehrmüller eigentlich glaube — ob man vielleicht erst schön darum bitten müsse —. Bei der kleinsten Insubordination könne er — der Lehrmüller sich darauf freuen, drei Tage an den nächsten Baum gebunden zu werden.

Ach Gott, ach Gott, dachte Barbara und wälzte sich schwer auf die andere Seite; ach Gott, ach Gott — sie den Unterstand stützen, sie mutterseelenallein, sie eine schwache Frau — ja so, das wußte der ja nicht, durfte es auch im Leben nicht erfahren. Ueberhaupt, was sollte denn das heißen, sie war doch in den Krieg gezogen, die Feinde tot zu schießen und nicht — richtig, da macht auch schon die große Kanone buumm . . .

Barbara erwachte. Fünf Uhr — die Bergerin nebenan ging zur Arbeit; der würde sie morgen mal was erzählen, wenn die das Türzuschlagen nicht lassen würde mitten in

dabei bewenden lassen könne. Es müsse doch nicht jedes dieser Weiber eine Heze sein. Aber Renneter hob den Krug zu ihrem Mund empor und es war ihm anzumerken, daß er keinen Spaß verstand. Die Wut in ihm hatte etwas Unpersönliches, sein Gesicht leuchtete und glühte vor Haß. Aber es galt gleichsam nicht dem Weibe oder der Möglichkeit ihres Verbrechens, sondern es war — wenn's sich mit einem Ausdruck überhaupt nahekommen läßt — ein wehrloses Entsetzen vor der unentrinnbar durchdringenden klaren Wirklichkeit dieses Augenblicks.

Unvergeßlich wird mir der blitzartig wechselnde Ausdruck im Gesicht des Weibes sein: Furcht, Zorn, Trotz, höhnische Verachtung. Ganz offen, deutlich! Es war ihr unmöglich, sich zu verstellen oder vielmehr: der Ansturm ihrer Empfindungen war so heftig, daß sie es vergaß.

Und über den Krug hinweg, den er zu ihrem Gesicht emporhielt und an dessen Rand sie nun die Lippen legte, begegneten sich ihre Blicke regungslos, flammend. Es war ein Kampf. Ein ebenbürtiger Haß und Hohn lag in beiden, in beiden eine Sicherheit überlegener Kraft.

Sie trank in langen Zügen gemächlich langsam und mehr als nötig und beobachtete ihn dabei unausgesetzt mit steigendem Triumph. Dann setzte sie ab und sah lächelnd in die Runde.

„Na, hat sie nicht recht? Sie kann uns wirklich auslassen, wenn wir sie so viel trinken lassen“, sagte Mikicz angelisch und griff nach dem Gefäß. Auch die anderen künftigen näher.

Renneter aber stand, hielt den Krug noch ein Stück über und blickte das Weib unbeweglich an mit steifem Ernst. Dann neigte er den Krug langsam, indem er das Auge nicht von ihr wandte. Sie verfolgte seine Bewegungen mit Verwunderung, Mißtrauen und immer mehr atemloser angstvoller Spannung. Nun drehte er den Krug vollends um und goß das Wasser auf die Erde. Einen Augenblick war sie wie erstarrt, dann stürzte sie sich mit verzerrtem Gesicht und einem wilden Aufschrei auf ihn. Die Umstehenden packten sie im letzten Augenblick und entwandten ihr ein Messer, das sie in den Rücken vergraben haben mußte. Ein wirrer Tumult entstand. Man riß sie am liebsten erwürgt.

Man band ihr nun die Hände auf den Rücken und schleppte sie zum Regimentskommando. Renneter, der immer noch den Krug in der Hand hielt, folgte nur langsam zurück. Wir, die wir zurückgeblieben waren, sahen auf den nassen Fleck im Grase, und es graute uns. Einige, das schöne Wasser bedauerten, das da in der Erde verlor, bestritten heftig, daß die Schuld des Weibes erweisen sei. Beim eiligen Frühstück am nächsten Morgen dem Aufbruch erzählte uns ein Assistenzarzt, unter solchen furchtbaren Krämpfen das Weib in der Nacht gestorben sei. Mehrere und besonders jene, die gestern die Schuld des Weibes für durchaus nicht erwiesen hielten, stellten sich schauernd, als fühlten sie das Gift in ihren eigenen Därmen und verfluchten die schlaue Heze unter wütendsten Beschimpfungen.

„Könnt' Eure Junge im Käfig lassen!“ fuhr da zu Verwunderung Renneter auf.

Mehr als morden wollte sie Euch ja auch nicht! Ist sie tot. Was wollt Ihr noch?“

Und leiser sagte er nach einer Weile zu mir: „Was ist sie von uns? Wen kannte sie von uns? Der Krieg wie vom Teufel her über sie. Sie wollte was Großes, den Teufel austrichten. Sind wir nicht alle darauf etwas gegen den Teufel auszurichten? Wie, ist's so?“

Er sah mich scharf und wartend an. Ich nickte.

„Als sie in die Schule ging“, fuhr er fort und lachte, „da war bei ihnen offenbar das Völkerrecht noch obligater Gegenstand.“

Dieser Renneter aber war jener Mann, von dem ich erzählte, daß er mit einer Schußwunde im linken Arm nicht zurückbleiben wollte. Er sei dadurch nicht unfähig, sagte er, da er doch marschieren und den führen könne, und man mußte ihn geradezu mit Gewalt im Lazarett zurückbehalten.

der Nacht. Zum Herr Oberinspektor ginge sie, direkt zum Herrn Oberinspektor und zeigte sie an wegen nächtlicher Ruhestörung. Oder am Ende lieber gleich auf die Polizei.

Barbara war im Ueberlegen wieder eingeschlafen. Ach was, Polizei — was sollte denn die Polizei hier vor dem Feinde — ein Soldat war sie, ein Freiwilliger im Schützen-graben. Natürlich freiwillig war sie dazugegangen, und sobald ihr was nicht paßte, kündigte sie dem Hauptmann oder was er war und suchte sich eine andere Stelle. Ach nein, das ging ja nicht hier draußen. Nicht müssen durfte man. Doch Gott sei Dank, da schnallte sich gerade der Vorgesetzte den großen Säbel um. Gottlob und Dank endlich ging es in die Schlacht. An das Totschießen. Barbara konnte den Befehl kaum erwarten. Aber wie? — Der Oberste trat an sie heran und brüllte: „Zum Donnawetta, stillstehen, Lehmüller, bleiben Sie man hier und waschen Sie meine Wäsche bis wie wiederkommen, zum Kämpfen sind Sie nicht zu brauchen, Kaffee könn Sie bereiten, zum Kämpfen sind Sie man zu schwach“, und er betrachtete ihre zarte Gestalt verachtend von oben herab. War dieser Vorgesetzte übrigens nicht der Agent, der ihr, so oft er an ihrem Service Kaffee trank, bloß ein fünferl Trinkgeld gab? — Kaffee sollte sie kochen — dazu war man nun Soldat geworden! Ihre Wut ging schon über alles, was man fagen kann, Kaffee . . .!

Der Lehrhub der Frau Hinterholzer brüllte wieder, wie jeden Morgen aus Leibeskräften danach. Sie zog aus, einfach sie kündigte morgen früh; das hatte sie doch nicht notwendig, eine solche Unruhe auszuhalten. Sie kam tief, tief in der Nacht heim und mußte dann vor 2 Uhr mittags nicht wieder antreten. Sie wollte sich auschlafen, wenn man zwanzig Mark zahlt, kann man von einem Zimmer schon verlangen . . . Gähmend legte sie sich wieder auf die andere Seite und spann zum drittenmal ihr unterbrochenes Träumen.

Da regnete es in Strömen, schade um ihr schönes neues Servierkleidchen — ja so, sie war ja feldgrau — ein Soldat vor dem Feinde. Mitten auf freiem Schlachtfelde stand sie — mutterseelenallein, wohl einem halben hundert gegenüber und schob, schob, schob. O, sie war ein tapferer Soldat, ihr konnte keiner nachsagen, daß sie sich nicht als ganzer Mann hielte. Alle mußten sie hin sein, alle miteinander. Heute noch wollte sie den Frieden erringen, heute noch sie ganz allein. Keine Schlacht konnte nicht mehr stattfinden aus Mangel an Feinden, alle totgeschossen durch den Kriegsfreiwilligen Lehmüller. Manchmal nahm sie auch den Gewehrkolben und hieb um sich, wenn ihr das Kaden zu lange dauerte. Da hatte sie gerade so einen windigen Italiener zusammengehaut, „Maffaroni“ machte der und starb. Sie war schon ganz außer Atem und dachte, ob denn noch nicht Feierabend wäre und wollte eben nach der Uhr sehen. Da kam ein ganzer Troß neuer Feinde angestürmt, schrie sie an, jetzt solle sie zeigen, ob sie völlig perfekt wäre und ein ganzer Mann. Im selben Augenblick aber bekam sie einen Hieb und fiel sogleich tot nieder. Und weinte bittere Tränen auf ihren eigenen Sarg, in den sie — noch immer feldgrau und stramm — gebettet ward. Und schon zimmerten sie ihr ein hölzernes Kreuz, malten einen Kranz blauer Blumen darauf und die Worte:

Auf welchen Platz Du hingestellt,
Du Deine Pflicht auf dieser Welt,
Du stets getreulich Deine Pflicht,
Lebe wohl, vergiß mein nicht.

Merkwürdig, das war gerade der Vers, den ihr die Ella Hornschlößl ins Album geschrieben hatte mit demselben Blumenkranz darum.

Und dann fand sich Barbara droben im Himmel. Sie wollte gleich in den Helden-saal eilen, wo die gefallenen Krieger in Verkürzung beieinander saßen. Da stand aber auch schon der Engel mit dem feurigen Schwert und fragte strenge, ob sie vielleicht denke, hier oben könne sie sich auch noch durchschwindeln; und sie habe im Himmel nichts zu suchen. Und im Helden-saal schon einmal gleich gar nicht. Und bei diesem furchtbaren Morden auf Erden — dabei tropften dem Engel zwei große Tränen aus den himm-

lischen Augen — bei diesem Morden bedürfte man wohl der Frauen. Und dann sprach auch er die Worte:

Auf welchen Platz Du hingestellt,
Du Deine Pflicht auf dieser Welt.

Zitternd stand Barbara vor ihm. Da erklang drinnen vom Helden-saal das Lied:

Auf, auf, zum Kampf, zum Kampf sind wir geboren,
Auf, auf, zum Kampf, fürs Vaterland ins Feld. . .

Barbara erwachte von dem Gesang drunten vordiehender Soldaten:

Auf, auf, zum Kampf, fürs Vaterland ins Feld. . .

Wie war das doch? Wo Du im Leben hingestellt, tu Deine Pflicht auf dieser Welt, wo Du im Leben hingestellt . . .? Also daheim sollte sie ihre Pflicht tun, als Frau dem Vaterlande dienen . . .?

Und sie konnte diese Gesichte der Nacht tagelang nicht von sich weg bringen, nie hatte sie einen Traum so deutlich in ihrem Gedächtnis behalten wie diesen. Oft sah sie den großen schönen Engel mit den strengen Zügen vor sich und glaubte ihn sagen zu hören, daß man gerade jetzt auf Erden auch der Frauen wohl bedürfe.

Da kam ein Feldpostbrief vom Vetter Barthl. Darin stand, er habe das Eisene Kreuz erhalten — nicht unerdient, das könne er mit gutem Gewissen sagen. Und gleichzeitig teile er ihr mit, daß er einen längeren Erholungsurlaub erhalten werde, denn all die Strapazen hätten sich ihm nicht in die Soldatenkleider hineingelagert und er wünschte — schrieb er — es wartete daheim seiner eine liebe Frau, die ihn gesund pflegte.

Dadurch erwachte nun die Barbara Lehmüller gänzlich aus ihren Träumen und sie schrieb einen guten Brief ins Feld. Er solle nur kommen, das Weitere werde sich finden.

Und wie er kam da war, ließ sie sich sogleich mit ihm nottrauen. Weil sie den Vetter auf diese Weise am besten gesund pflegen konnte.



Ewe Buytens Entscheidung.

Skizze von K. Baberadt.

Der Schlepper zog die Taue ein und ließ die „Hoffnung von Orfjor“ allein in dem Fahrwasser weitergleiten. Der ungefüge Lastkahn schob sich noch ein paar Meter schwermfälliger vorwärts, dann machte er eine plötzliche scharfe Wendung, fast als wolle er sich um sich selbst drehen, und näherte sich bis auf eine kleine Spanne dem Ufer. Geräuschvoll rasselte der Anker herunter und der lange Henrik warf die stählernen Trossen mit geübtem Schwung zum Ufer hinüber. Hilfsbereite Hände schlangen sie um dicke, eisenbeschlagene Holzpfosten, die Seile strafften sich, als wollten sie reißten, der schwarze Schiffsleib ächzte und zitterte — und dann lag die „Hoffnung von Orfjor“ still, als wäre sie in dem Strom versunken. Gurgelnd brachen sich die graugrünen Wellen unter dem Heck des Kahnes.

Ewe Buyten stand in der Tür der Schiffswohnung, die sich hellgrün und weiß über dem Bootsdeck erhob und deren kleine Fensterchen mit blütenweißen Vorhängen versehen waren. Der frische Wind spielte mit ihrem wehenden Haaren und hauchte ihre Röcke auf, daß ihre schlanke Gestalt ganz unförmig und schwer aussah. Ewe Buyten schien es nicht zu bemerken oder machte sich nichts daraus, aufmerksam verfolgte sie die Arbeit Henriks und des Schiffsjungen und befriedigt nickte sie, als endlich das kleine Beiboot klar gemacht wurde, mit dem der Matrose an Land fuhr.

Der Schiffsjunge kam zu ihr und fragte sie, ob sie Arbeit für ihn hätte, da sagte sie ihm, er solle Feierabend machen. Der Bursche holte sich seine Ziehharmonika, setzte sich spreizbeinig auf die Treppe, die zum Steuerhause führte und spielte ein Lied nach dem andern.

Ewe Buyten stand untätig in der engen Küche und summte die melancholischen Weisen leise mit. Eine Unrast war in ihr und eine Erwartung wie an jenem Tage, als der blonde Rief Averdunk fort mußte von der „Hoffnung von Orsoy“, um wider die Feinde des Reiches ins Feld zu ziehen. Sie hatten sich nicht viele Worte gesagt damals, sie hatten einander nichts versprochen und hatten doch gewußt, was sie sich zu halten hätten. So stumm der Abschied gewesen war, so schwer hatte Ewe Buyten daran zu tragen, heute noch. Neun Monate lang trug sie diese Last jetzt schon, ohne ein einziges armes Wort von Rief Averdunk gehört zu haben.

„Er hat dich vergessen, Ewe Buyten!“ sagte Henrik lächelnd, aber sie wollte davon nichts hören. Sie stand manchen Tag an dem Steuerrad, wo der Platz Rief Averdunks gewesen war, und lenkte mit sicherer Hand das Schiff. Und ob sie sich gleich stark zeigte, nagte doch an ihrem Herzen das namenlose Weh der Vergebenen und Ver-schmähten.

Es gab Augenblicke, wo sie das Schiff haßte, wo sie es am liebsten dem nächsten Mäler verschrieben hätte, doch wenn sie dann in der Stadt war und vor der Türe des Mannes stand, hatte sie nicht den Mut, hineinzugehen, und sie fühlte, wie sie mit eisernen Banden an die „Hoffnung von Orsoy“ gefesselt war. Auf dem Schiff war sie geboren, von dem Schiff aus hatten sie die Mutter begraben, die ein Leben lang auf die „Hoffnung von Orsoy“ gebaut hatte und doch endlich zusammenbrechen mußte, ehe die Erfüllung da war. Noch ein paar Jahre hatte Jost Buyten das Schiff geführt, dann war es auch mit ihm zu Ende. Die „Hoffnung von Orsoy“ war das Erbe, das er seinem einzigen Kinde hinterließ. Nun fuhr Ewe Buyten Sommers und Winters im Schlepptzug zwischen Mannheim und Kobitz.

Nach dem Tode des alten Buyten war ihr Rief Averdunk, der schmutze starke Bursche, ein unentbehrlicher Helfer geworden, und wenn der blonde Riese nicht gar so schwerfällig gewesen wäre, hätte die „Hoffnung von Orsoy“ jetzt längst einen neuen Herrn gehabt. Aber Rief Averdunk hatte keine Zeit, schönen Gefühlen nachzuhängen; zwar wäre er für seine Herrin durchs Feuer gegangen oder hinuntergetaucht, wo der Rhein am tiefsten sei, aber er sah nicht, wie ihre Augen leuchteten, wenn er an ihr vorbeiging, und er wagte gar nicht daran zu glauben, daß er ein ungehenswerter Mensch sei in seiner jugendlichen Kraft und seiner jungenschaftlichen Treuherzigkeit. Freilich in jener Abschiedsstunde, als er in den Krieg ziehen mußte, war es ihm plötzlich gewesen, als sei ein jäher Blitz neben ihm eingeschlagen, und er hatte gesehen, wie es um die Erde stand. Aber da hatte er erst recht keine Worte gefunden.

Der Schiffsjunge draußen zog die Töne seines Instrumentes so wehmütig und lang, daß dem jungen Weibe die Tränen in die Augen kamen. Sie dachte einen Augenblick daran, all ihr Leid in dem Rhein zur Ruhe zu bringen, aber dann erschrak sie über den sündhaften Gedanken. Und außerdem: hier, dicht bei dem Hafen würde man sie doch wohl gleich wieder herausfischen, und dann bliebe ihr schließlich nichts anderes übrig, als den langen Henrik zu erhören.

Henrik war der Nachfolger Rief Averdunks, war ein fleißiger guter Kerl, über den sich Ewe Buyten nicht beklagen durfte, weil ihm keine Arbeit zu schwer war und die „Hoffnung von Orsoy“ so blank hielt wie sein Gewissen. Aber sie merkte bald, daß da etwas in dem Burschen war, das auf sie selbst zielte, eine Berechnung, eine sichere Erwartung und sie spürte es an dem Ton, in dem er mit ihr sprach, daß darin ein dringendes Fordern lag. Auf der letzten Fahrt war der Henrik immer ver-nünftlicher geworden, und gestern hatte er sie geradeheraus gefragt, ob sie der „Hoffnung von Orsoy“ nicht einen neuen Eigentümer geben wolle. Da hatte sie sich Bedenkzeit erbeten, heute, aber sie wußte jetzt schon, wie die Antwort aus-sagen würde.

Das Spiel des Schiffsjungen brach mit einem sterben-schmerzlichen Seufzer des Instruments ab. Ewe Buyten hörte ihn stehen und davonlaufen. Dann hörte sie Henriks

Stimme oder — nein, das war ja gar nicht Henriks Stimme . . . das war ja . . .

Ewe Buyten wußte später nie zu sagen, wie sie hin-ausgekommen war an die Keeling. Sie hörte wie im Traum einen fragen, ob das der „Ewe Buyten ihr Schiff“ sei und sie vernahm auch die bejahende Antwort des Schiffs-jungen. Dann aber, als sie draußen stand, sah sie nur wie durch einen Nebel ein Boot, das auf die „Hoffnung von Orsoy“ zuhielt. Einer ruderte, und ein Soldat stand darin, Rief Averdunk . . .

Sie jubelte und winkte, und die Tränen liefen ihr über die Backen, aber der Soldat in dem Nachen rührte sich nicht, winkte nicht, er grüßte nicht, er stand da wie aus Holz geschnitten. Ewe Buyten kämpfte eine Schwäche-anwandlung nieder. Warum war er gekommen wenn er sie nicht grüßen wollte? Warum war er jetzt hier, wenn er keine Freude erwartete?

Drüben vom Kai stieß ein zweites Boot ab und war mit ein paar flinken Schlägen neben dem ersten. Und Henrik grüßte und winkte zu der totenblaffen Ewe hinauf.

Während die Männer an Bord stiegen, schleppte sich das junge Weib zu dem Schiffshause. Sie schien die Bürde eines schweren Schicksals zu tragen. Ewe Buyten, du mußt dich jetzt entscheiden! Ewe Buyten, dein Geschick muß sich jetzt erfüllen!

Henrik kam auf sie zu und sagte: „Da ist einer, der dir guten Tag sagen will, Frau.“

„Ewe Buyten — Ewe Buyten . . .“ Weinte der, der das sprach?

Ewe Buyten sah auf, sah Rief Averdunk. . . Und wußte, warum er nicht gewinkt und nicht gegrüßt hatte.

Das waren noch dieselben lustigen, blauen Augen, das war noch dasselbe liebe frische Gesicht, und war doch anders. War wie bei einem, der das Grauen gesehen hat.

Ihre Augen glitten zu Henrik hinüber. Wie das strotzte vor Kraft, wie das blühte und stark war an allen Gliedern! Der Bursche reckte und dehnte sich vor ihr, und in seinen Augen stand die Zuversicht, die ihm seine Ge-sundheit gab.

Rief Averdunk sah die Frau mit brennenden Augen an. Eine Scham kroch ihm bis unter die Haarwurzeln hinauf. . .

Da ging Ewe Buyten mit einer scheuen Zärtlichkeit auf ihn zu und umfaßte seinen armlosen Leib mit starken Händen. Und ein Glück war in ihr, daß sie geben konnte, nur geben, geben. . .

„Rief Averdunk, du bleibst bei mir. Ich lasse dich nicht wieder gehen. Die „Hoffnung von Orsoy“ gehört dir, und ich will ihr Steuermann sein.“

Drüben in der Stadt bligten die ersten Lichter durch die Dämmerung, aber auf der „Hoffnung von Orsoy“ war die Sonne. Ewe Buytens Entscheidungstag war ihr Glückstag geworden!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Vater.

Der betagte Vater liegt schwer krank darnieder. Die An-strengungen in den letzten Wochen der Ernte, die Sorgen des Krie-ges haben den sonst zähen und willensstarken Mann müde gemacht, und da hat sich sein altes Leiden auf einmal mit aller Bestiartigkeit eingestellt. Der Doktor rückt die Achsel: „Es kann gehen mit ihm, wie es will, veinliche Ruhe und Schonung!“ Es hat anfänglich schlimm ausgesehen, und man hat alles getan, um den einsigen Sohn, den wackeren Krieger, früher als der Urlaub festgelegt war, ans Krankenlager zu bringen. Als sich das Befinden des Vaters einigermaßen ge-bessert hatte, gab man ihm zur Beruhigung die Versicherung, daß alles geschehen sei, um die Herreise des Sohnes zu be-

schleunigen. So hofft er nun Tag für Tag auf seine Ankunft. Selbst manchmal in der Fieberhitze will er sich vom Lager erheben und sich in strammer Haltung aufstellen; denn er könne es schon auch noch, es sei nicht so lange her, daß er beim Militär gedient hätte. In den ruhigen Stunden läßt er dann die Seinigen zu sich kommen und mahnt sie: „Daß ihr nicht vergeßet zu zieren, in frischem Eisenlaub! Und Fäbchen müßt ihr über dem Eingang anbringen, weiß-blau und schwarz-weiß-rot, und Blumen auf den Tisch, die Rosen vom Gärtchen, die schönsten! Meinen schwarzen Anzug haltet bereit, daß ich mich gleich ankleiden kann, wenn ich was höre, und ein gutes Mahl, das, was er liebt in Speis' und Trank — tut alles; denn der gute Bub, mein lieber Sohn, er hat's verdient!“ — So ist der schwerkranke, alte Vater in rührender Weise besorgt, daß seinem Sohne vom Felde ein würdiger Empfang im väterlichen Hause bereitet werde. Möge dem treuen Manne ein allsittliches Wiedersehen als Lohn für seinen un-
verbrüchlichen Pflichteifer beschieden sein!

Madensens Mutter.

Unlängst beging in stiller Feier die Mutter unfres Generalfeldmarschalls v. Madensens auf ihrem Gute Gieselfelde bei Hammerstein in Westpreußen ihren 89. Geburtstag. Fröhliche Freuden schreibt dazu in den „Danziger Neuesten Nachrichten“: Die milde Herbstsonne, die nach grauen Tagen heute morgen wieder unser Land grüßte, hat auch das herbstliche Laub des schönen alten Parkes von Gieselfelde, dem Gute der Frau Amtsrat Madensens, mit ihrem Golde festlich übergoßen. Wald und Heide haben im Sonnenschein sich mit herbstlich bunter Pracht angetan und das Kind des Waldes gegrißt, denn die Mutter Madensens stammt aus dem Walde, ist Abkömmling eines alten sächsischen Förstergeschlechts. Vor hundert Jahren war ihr Vater als einfacher sächsischer Forstbeamter in preussische Dienste übergetreten. Welcher Art der Vater war, geht daraus hervor, daß er sich bis zur Stellung eines Forstmeisters emporarbeitete. In seinem Hause wuchs schlicht, ernst, arbeitsfroh und in frommer Gottesfurcht erzogen, seine Tochter Maria auf, bis sie im Jahre 1848 dem Gutsinspektor Ludwig Madensens als Ehegattin angetraut wurde. Ihr ältestes Kind war unser Feldmarschall. In langen Jahren harter Arbeit und Mühe erwarb sich Madensens schlichter und frommer Vater, später Amtsrat Madensens, ein kleines Vermögen, mit dem er in Westpreußen Gutsbesitzer wurde. Als er vor fünf- und zwanzig Jahren sich zum letzten Schummer niederlegte, übernahm die Mutter des Feldmarschalls mit Kraft und Umsicht selbst die Verwaltung des Gutes. Noch jetzt hält sie die Zügel in der Hand und leitet trotz ihres Alters die Geschäfte mit erstaunlicher Frische. Wer die hohe, schlante, vom Alter ungebogene straffe Gestalt der ehrwürdigen Greisin je gesehen, wer in dieses edle Antlitz, das von schneeweißem Haar umrahmt wird, und aus dessen blauen Augen jetzt noch der helle Madensenssche Falkenblick blüht, geschaut hat, der versteht die tiefe Verehrung, mit der der Feldmarschall seine alte Mutter umgibt, von der er nicht nur Gesichtszüge und Gestalt, sondern auch die Energie geerbt zu haben scheint, die sich in seinem kurzen Kriessgeleitwort ausdrückt: „Durchhalten!“ Trotzdem Sehkraft und Gehör der Greisin durch das Alter schon etwas gelitten haben, ist ihr geistiges Leben noch erstaunlich beweglich und reg. Mit ständigem Interesse verfolgt sie die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz, und verfolgt die ehesten Geschehnisse an der Hand der Briefe ihres Sohnes, die sie nicht müde wird, zu lesen, oder, wenn das Auge ermüdet, sich von ihrer Gesellschafterin oder ihren Enkelinnen, Töchtern eines verstorbenen Sohnes, vorlesen zu lassen. Das rührende Glück des Mutterstolzes vergoldet ihre Züge, wenn sie von ihrem Sohne spricht und erzählt, wie er schon als Kind beim Soldatenpiel immer der Anführer habe sein müssen. Vor einiger Zeit hatte eine Spielfährtin aus der Kinderzeit Madensens, eine Gärtnersochter, der inzwischen auch schon die Locken gebleicht sind, an den Feldmarschall einen Brief mit Glückwünschen geschrieben und ihn an die Tage der Kindheit erinnert, als er der Oberbefehlshaber der kleinen Soldaten gewesen sei. Mit den Erinnerungen großer Freude über diese Kindheits Erinnerung schickte der Feldmarschall auch diesen Brief seiner alten Mutter, wie er sie in rührender Sohnesliebe an allem teilnehmen läßt, was ihn erfreut. Um schneller in den Besitz von Nachrichten zu kommen, hat die Greisin erst im Kriegsjahre sich dazu verstanden, sich ein Telefon anlegen zu lassen. Während der Kriegszeit ließ sie ihre herzliche Gastfreundschaft auch oft den Verwundeten anteil werden, die sie aus Hammerstein, wo eine Enkelin von ihr Schwester ist, zu sich einlud. Auch sonst betätigt sie sich noch in rührender Weise im Dienste der Kriegswohltätigkeit. U. a. arbeitet sie z. B. noch mit erstaunlichem Geschick selbst aus allerlei Stoffliden reizend geschmackvoll gemusterte Decken, die sie zum Besten des Roten Kreuzes zum Verkaufe überläßt.

So schreitet die greise Mutter Madensens nach einem Leben voll Mühe und Arbeit durch einen gesegneten Lebensabend, umso gesegneter, als sie mit stolzem Mutterglück bei ihrem Eintritt in ihr neunzigstes Lebensjahr noch die Taten des Sohnes schauen darf, den sie dem Vaterlande schenkte.



Luftige Ecke.

Dieser Zettel wurde einem Lehrer von einer Mutter gesandt, um die Abwesenheit ihres Sohnes von der Schule zu erklären: „Lieber Herr Lehrer! Bitte entschuldigen Sie meine heute. Er wird nicht zur Schule kommen. Er beaufsichtigt seinen Vater. Gestern gaben Sie ihm die folgende Aufgabe: Wenn ein Feld vier Quadratmeilen groß ist, wie viel Zeit wird ein Mann, der drei Meilen in der Stunde marschieren, gebrauchen, um zweieinhalbmal herumzumarschieren? Mein Sohn ist kein Mann, wir mußten daher seinen Vater hinschicken. Sie sind heute Morgen ganz früh weggegangen und mein Mann sagt, sie würden wohl spät abends zurück sein, wenn auch schwer genug sein würde. Lieber Herr Lehrer! Machen Sie bitte die nächste Rechenaufgabe über Bräuen, da mein Mann nicht gut den Tag von der Arbeit wegleiben kann. Ich habe ja auch keine Zeit übrig, aber ich kann mich doch einmal einen Tag freimachen, als mein Mann. — Mit Gruß — Frau D.“

Eine englische Firma war vor den Obersten Gerichtshof wegen Schwindel und unlauterer Geschäfte angeklagt. Beim Fällen seines Urteilspruches sagte der Oberrichter mit großer Strenge: „Das vorliegende Beweismaterial genügt nicht völlig, um Sie zu verurteilen, aber wenn irgend jemand meine Meinung von ihren Methoden wissen will, hoffe ich, daß er zu mir kommt.“ Zwei Tage später erschien eine große Anzahl der Firma in allen Londoner Zeitungen, die mit dem Satz schloß: „Referenz (mit besonderer Erlaubnis), der Lord Richter von England.“

„Sagen Sie mal,“ sprach A. zu B., „Sie haben mir erzählt, daß der junge Müller wie ein Fisch fränke.“ — „Ja, das tut er.“ — „Aber ich habe es von besserer Seite, daß er nur einen Tropfen Alkohol anrührt.“ — „Gewiß, das tut ein Fisch ja auch nicht!“

„Klaas,“ sagte Peter, „wie kann man das Alter eines Truthahns erkennen?“ — „Ich erkenne es immer an den Zähnen,“ antwortete Klaas. — „An den Zähnen?“ rief Peter. — „Aber ein Truthahn hat doch keine Zähne.“ — „Nein,“ antwortete Klaas zu, „aber ich.“

„Wenn Sie mich noch einmal küssen,“ erklärte Lotte ernst, „werde ich es Vater sagen.“ — „Das ist eine alte Geschichte,“ entgegnete der feste junge Mann. „Auf jeden Fall ist es die Sache wert.“ Und er küßte sie. — Lotte sprang auf. — „Ich werde es Vater sagen,“ sprach sie und verließ das Zimmer. — „Vater,“ sagte sie zu diesem, als sie draußen war. — „Dr. Jürgens möchte gern dein neues Gewehr mal sehen.“ — „Gern, ich werde es ihm gleich zeigen,“ versetzte ihr Vater und zwei Minuten später erschien er in der Tür mit seinem Flinten in der Hand. — Ein gewaltiges Krachen und Klirren ließ sich hören, als Dr. Jürgens durch das Fenster sprang und in großer Eile zum Bahnhof stürzte.

Der Briefkasten-Redakteur erhielt die folgende Antwort von einem Jüngling. „Sagen Sie mir doch, bitte, warum ich immer die Augen zumachen, wenn man sie küßt.“ Die Antwort lautete: „Wenn Sie die Güte haben wollen, Ihre Photographie einzusenden, sind wir vielleicht imstande Ihnen den Grund zu nennen.“

Der junge Rechtsanwalt mochte den Pastor nicht leiden und so dachte er, ihn in die Enge zu treiben. „Herr Pastor,“ sprach er, „angenommen, die Geistlichen und der Teufel hätten einen Prozeß miteinander, welche Seite würde Ihrer Meinung nach gewinnen?“ — „Ohne Frage der Teufel,“ antwortete der Pastor. — „Ah,“ sicherte der junge Anwalt, „und würden uns auch wohl sagen, weshalb?“ — „Weil er alle Absichten auf seiner Seite haben würde!“

„Sie suchen Arbeit?“ sagte der Kaufmann zu dem vorübergehenden Burschen, der sich um die Stelle als Laufbursch bewarb. „Ja, wissen Sie, wie weit der Mond von der Erde entfernt ist?“ — „Nein, Herr,“ antwortete der Jüngling. — „Weiß ich nicht. Aber er ist nicht nahe genug, um mich zu berühren, Ihre Wege zu besorgen.“ — Er bekam den Posten.

Ein kleines Mädchen fragte seinen Vater: „Papa, wo bist du geboren?“ — „In Berlin, mein Kind.“ — „Und wo ist Mama geboren?“ — „In München, mein Kind.“ — „Und wo wurde ich geboren?“ — „In Wiesbaden, mein Kind.“ — „Ist das nicht komisch, wie wir drei Menschen uns zusammen gefunden haben?“